

Die Schwesternhöhe

Wirst du von rastlosen Gedanken gequält, von düsteren Gefühlen geplagt und streitsüchtigen Bedürfnissen getrieben, wandere durch den Matzengraben zwischen Windschnur und Thal bergauf. Bei der ersten Gelegenheit zweige rechts ab in Richtung Andachtskreuz des Bauern Anton Kern, der just da vom Leben Abschied nahm.

Knapp davor begib dich links in den Karrenweg, der auf einem Kamm direkt zur Schwesternhöhe führt, deren Name auf die ehemaligen Besitzerinnen, die geistlichen Schwestern vom Salzburger Nonnberg, verweist.

Anfangs wird der Weg deines friedlosen Geistes noch von blasslila Glockenblumen gesäumt, die du in ihrer Lieblichkeit gar nicht ertragen kannst. Später begleitet dich kräftig wucherner Ginster. Näherst du dich der Erhebung, begrüßt dich stolz hochgewachsenes Bilsenkraut und kündigt dir von der Gefährlichkeit deines Zieles. Der Wind wird rauer, die Luft kälter, die Geborgenheit des Waldes will nicht mehr so recht taugen. Du sehnst dich plötzlich zurück ins Tal und entdeckst links vom verwilderten Weg einen grauen Stein mit einem schwarz verwitterten Loch. Aus ebenso dunklem Wasser, das darin alt und brackig steht, blinkt dir ein Auge zu. Schaut es milde oder trübe, lustig oder böse? Es weist dir den Weg nach rechts durch hohes Gras, über kreuz und quer verstreutes Astwerk, zur Schwesternhöhe. Du stolperst auf sie zu, bang ums Herz, ängstlich im Blick.

Wütend durcheinander geworfene Felsblöcke empfangen dich. Ihr feindseliges Raunen verschreckt dich und hält dich gleichzeitig auch schon gefangen. Steht der Tag dann bereits am Dämmerrand, ist das Wetter ausgesprochen unfreundlich und du in deinen Kleidern bereits nass vom Graunebel und Angstschweiß, dann kann es sein, dass inmitten des wirren Felsengelages plötzlicher Tumult einen ekelig dampfenden Krater reißt. Im Gefolge der stinkenden Vorhut steigen üble Gesellen an die Oberfläche. Zarawachu und Zirkonzak!

Damit du dem unseligen Schauspiel ja nicht entfliehen kannst, setzt sich die erste Nachtmahr auf deine Brust und hält dich bewegungslos wie einen vom Wundstarrkrampf Befallenen.



Die beiden, zwei in alter Zeit in Ungnade Gefallene des Weltentreibens, arbeiten sich fluchend aus dem Höllenbrei. Als sie allmählich Sicherheit im luftigen Element gewinnen, traben sie selbstvergessen in deine Richtung.

Zarawachus Haut ist von eiternder Pockennarbigkeit. Aus unzähligen Wunden tropft schwarzklebriger Schleim. Sein durchsichtig blässlicher Wasserkopf wackelt in stets miserabler Laune, hie und da unterbrochen von schrillen Heulkrämpfen. Zwei dumme, trübe Augen tränen gelblichgrünen Rotz, der in fetten Spuren über seinen Körper rinnt, antrocknet und bei jähen Bewegungen, was selten genug vorkommt, abbröseln. Seine Arme greifen stets hilfeschend ins Leere. Fasst er, eher zufällig als gewollt, nach etwas, lässt er es nicht mehr los. So schleppt dieses bedauernswerte Ungetüm ungeheuerliche Lasten durch die Dämmerung, die es hindern, sich seinem Schicksalsgenossen Zirkonzak gegenüber zur Wehr zu setzen.

Dieser, ein schwarzer, rastloser Draufgänger, hüpfen spinnenbeinig von Stein zu Stein. Seine feuerroten Kugelaugen visieren alles, was sich bewegt, an, um jählings mit eiserner Krallen und hartem Schnabel danach zu stoßen und es zu zerfleischen. Zirkonzak reizt die Hilflosigkeit seines Kumpanen zu serienmäßigen Gemeinheiten. Bäume, die im Weg stehen, bricht er kurzerhand ab und wirft sie Zarawachu vor die Füße. Jammernd strauchelt dieser, was ihm zusätzlich ein paar Schläge mit kindskopfgroßen Steinen auf seinen wabbernden Schädel einträgt, sodass die matten Augen schwarz werden. In jähem Aufbäumen gegen soviel Demütigung schleudert Zarawachu seinen letzten morastigen Mageninhalt dem lästigen Kameraden in die feixende Fratze. Dessen Augenlicht verklebt sich unter dem pechartigen Erguss. Soviel Dreistigkeit hat er seinem stupiden Kumpanen nicht zugetraut. Als Gegengeschenk bohrt er ihm seine stählernen Finger ins dicke Trommelfell. Zarawachus Wasserkopf vergrößert sich aufs Doppelte, die Augäpfel springen entsetzt aus ihren schwammigen Höhlen und baumeln mit einem Male schlaff auf den bleichen Wangen. In ihren garstigen Streit vertieft, nähern sich die abstoßenden Dämmerelbe deinem Standplatz.

Du möchtest fliehen, aber die Wesen der Anderswelt haben dich schon in gnadenlosem Griff. Der Alb sitzt, als wollte er hier Heimstatt finden, auf deiner Brust. Die Trolle ziehen deine Füße mit jedem Atemzug tiefer ins Erdreich.

Da wirft der Glutäugige seinen Stachelblick auf dich. Gehässige Feuerzungen greifen aus seinem Maul in deine Richtung. Der Wasserkopf speichelt dümmlich Geifer und torkelt dem bösen Gefährten hinterher. Zirkonzak wiehert triumphierend ins wüste Gehölz. Um dich in gierigen Besitz zu nehmen, setzt er zum Sprung an. Schon riechst du die stinkende Brut, spürst den eisernen Griff nach deinem Herzen, weißt, gleich wird er aus deinen zuckenden Eingeweiden schlürfen. Hoffnungslos verdrehst du deine Augäpfel gen Himmel, um zumindest seinem schaurigen Blick zu entgehen, als plötzlich die vier Winde dazwischen fahren.

Der Ziegenelb mit spitzen Eselohren reitet auf ihnen daher und wickelt dich in eine donnernde Sturmspirale, die dir fast die Sinne raubt. Die ungeheuerlichen

Gesellen machen jäh Halt. Der eine verliert das Feuer in den Augen, der andere das Wasser aus dem Haupt, sodass es wie ein verschrumpelter Kürbis hin und her rollt. Winselnd und flehend kriechen sie auf allen Vieren zurück zum Krater, dem sie erst kürzlich entstiegen, und purzeln klagend hinein. Die Anhöhe erbebt, einige Felsblöcke spuckt das Höllenloch noch aus, um sich dann polternd wieder zu schließen. Der Ziegenelb, kein wirklich freundlicher Geselle, der sich aber Spaß daraus macht, den zwei Teufeln die Opfer wegzuschnappen, hat dich gerettet.

Denn nichts fürchten die beiden mehr als den Ritt der vier Winde. Sie verlieren dabei ihre Richtung und haben furchtbare Mühe, in ihr unterirdisches Lager zurückzukehren.

Der böckische Retter zieht dir noch grinsend die Ohren lang und verschwindet auf seinem wilden Sturmross.

Die Nachtmahr fällt wie ein Felsblock von deiner Brust. Die Erdtrolle geben, grässliche Verwünschungen ausstoßend, – gegen wen bleibt dabei unklar –, deine Füße frei. Irrlichter kichern schadenfroh um dich herum und verlieren sich dann flackernd in den Tiefen des Waldes.

Du bist nicht mehr derselbe: Lange noch stehst du wie angewurzelt, zählst deine Knochen, betastest deinen Leib, beobachtest den Tumult deiner Gefühle und Gedanken.

Es ist schon finstere Nacht, als du diesem schrecklichen, auf einmal still gewordenen Ort den Rücken kehrst. Auch in dir ist eine Verwandlung eingetreten: Viel Unwesentliches ist von dir abgefallen. Die feindseligen Gedanken deines Aufstieges haben einer dankbaren Ruhe Platz gemacht. Auf dem Weg ins Tal begreifst du, dass, solange Unfrieden das Land bevölkert, die beiden Unterweltler keinen Frieden finden können.

Solange Menschen ihrem Neid, ihrer Gehässigkeit und Missgunst nicht ins Auge schauen, werden die beiden an die Oberfläche steigen und in hässlichem Streit diese Spannungen entladen. Deine eigene Feindseligkeit zieht sie aus dem Schatten ins grauschleirige Licht und zwingt sie immer wieder in den abscheulichen Zwist.

Erst wenn Menschen Verantwortung für die dunklen Seiten ihres Wesens übernehmen, sie in das Licht ihres Bewusstseins und in die Liebe ihrer Herzen heben, werden die beiden Verfluchten die Schwesternhöhe freigeben.



Die Jungfrauinsel in der Pielach

oder die Wiege von Kapurbach

Wie ein behänder Drache windet sich die Pielach durch die Mühlau bei Wimpassing. Im Frühling duftet es wild nach Bärlauch. Blau-sternechen und gelbe Buschwindröschen öffnen dann ihre lustigen Äuglein. Später im Jahr, wenn der Aronstab sich mit seinen roten Beeren brüstet, gedeihen Knoblauchrauke und Barbarakraut, Rossmintze und Weidenröschen.

Sobald der Sommer sich heiß in die Flussauen lehnt, streut das drüsentragende Springkraut unermüdlich seine schwarzen Samen in mondhelle Nächte.

Im Herbst neigen die Eschen ihre üppigen Schotengehänge tief zur Erde und tragen schwere Frucht.

In rührender Eitelkeit wiegt das Schilf sein selbstvergessenes Spiegelbild im Wintereis.

Solltest du, Wanderer, abenteuerlustiges Mädchen oder neugieriger Bursche, bei der Papierfabrik in Wimpassing in den Feldweg einbiegen, dann folge ihm, bis du zu einem undurchdringlichen Heckenzaun aus Holunder, Brombeere und stacheligem Weißdorn kommst. Da meinst du nun, kein Fuß könne je den abweisenden Sträucherwall durchdringen. Doch, nimm dir ein Herz, wandere aufmerksam diese Zeile entlang, – und ist es die rechte Zeit –, wird dich ein schmaler Pfad einladen, durchzuschlüpfen. An seinem Ende

bricht die Erde ab, und du stehst vor einem Abgrund. Aus seiner Tiefe gurgelt dir die Pielach fröhlich entgegen. Hie und da erinnert eine Uferschwalbe daran, wie leicht Leben sein kann, wenn sie sich in weiten Bögen in die Arme des Äthers legt.

Der Wind streichelt milde das Gesicht und öffnet behutsam deine Augen für das Eiland, das mitten im Fluss auftaucht, beschützt von einer Esche, die mütterlich ihre Zweige darüber hinstreckt. Zuweilen verschwindet die Insel, um an anderem Orte wieder hochzusteigen. Das Summen der Insekten macht die Glieder schwer und den Geist müde. Es trägt dich auf der Zeitenspur weit, weit zurück zu längst vergessenem Geschehen.

Damals begab es sich, dass ein junger Mann unterwegs war. Erschöpft suchte er eines Abends einen Lagerplatz in dieser unbesiedelten Wildnis. Er freute sich auf ein Bad im Fluss, war er doch schon geraume Zeit auf Wanderschaft. Hinter ihm lagen die finsternen, unwegsamen Wälder des Dunkelsteinerwaldes. Eilig trat er durchs Dickicht ans Ufer, warf die Kleider vom Leib und watete ins Wasser, das Schweiß und Mühe von ihm fortspülte.

Murmeln und Raunen umgab ihn, als unerwartet mit einem Schlag die Nacht hereinbrach. Der volle Mond verließ neugierig den Horizont und leuchtete die Nacht aus. Ein kühles Lüftchen strich dem Mannsbild über die Lider. Da stieg schemenhaft eine Insel aus den Fluten. Oder war sie schon immer dagewesen? Er rieb sich die Augen wie nach einem seltsamen Traum.

Scheu betrat er das Stück Land und tauchte ein in eine Sphäre von Lispeln, Plaudern, Summen, Kichern. Farben schimmerten im Mondlicht; Bewegung und Ausgelassenheit wie hinter matten Schleiern. Fast unbemerkt wurde er in einen sanften Tanz gezogen, zärtliche Berührungen machten ihn willenlos, ein Lied, fern und nahe zugleich, wiegte ihn.

Noch ängstlich und doch auch erleichtert seufzte er auf, als ein mondweicher Arm sich von hinten um seine Schultern legte.

Vor sich gewahrte er die geschmeidige Erscheinung einer Jungfrau in gelbwallendem Kleid, die sich ihm mit dunklen, klugen Augen näherte. Mirámis war es, aus dem Rabengeschlecht. Mit anmutiger Gebärde verscheuchte sie lästige Mücken vom Gast, um blitzschnell nach ihnen zu schnappen und sie unversehens zu verspeisen. Dabei blitzte ein kohlrabenscharzer Flügel unter ihrem Kleid hervor.

Der sanfte Arm auf seinem Nacken gehörte Sidóra. Sie stammte aus dem Volk der weißen Hasen. Ihre Haut war seidenblass, im zärtlichen Blick schimmerte tiefes Mitgefühl. Das Fell auf ihrem Rücken verbarg sie unter fliederfarbenem Hauch.

Trúdola begrüßte ihn mit ihrem roten Fuchsschwanz, den sie ihm verführerisch um den Hals legte. Rot war auch ihr Kleid. Ihre Samthände zuckten zuweilen seltsam, wenn kaum merklich ihre Nägel hervorschnellten.

„Wo bin ich?“, fragte der Überraschte, als Gerárde herantänzelte und ihn mit ihrem Blick verzauberte. Die Hörner im blonden Schopf sollte er erst später entdecken. Doch spürte er augenblicklich, dass er ihrem Willen machtlos ausgeliefert war. Als eine vom Volk der Gehörnten, wusste sie, was sie wollte.

Als letzte hieß ihn Rotta willkommen. Eine Jungfrau mit zotteliger, roter Mähne. Nur Gott weiß, aus welchem Volk sie stammte!

Dem Jüngling dämmerte allmählich, dass er auf der vielbesungenen Jungfraueninsel gelandet war. Die Schönen labten ihn mit köstlichen Speisen, verwöhnten seinen erschöpften Körper und liebten seine hungrige Seele.

Viele Tage und Nächte weilte er bei ihnen. Gerárde wusste wundersame Geschichten vom Anbeginn der Welt zu erzählen, wenn er in Sidóras Armen ruhte und Trúdola ihm den Kopf kratzte. Da konnte es passieren, dass sich für Augenblicke Trúdolas Nägel in die Haut des Wanderers krallten und ihr Atem keuchend wurde. Doch dann fegte Mirámis mit ihrer Rabenschwinge dumme Gedanken aus Trúdolas Kopf und Sidóras Haut wurde noch weicher. Gerárde streute hastig Sternenstaub in sein Gemüt und verpasste der Freundin einen ordentlichen Stoß mit den zierlichen Hörnern.

Rotta, die am Feuer hockte, warf allen frischgebackene Buchweizenfladen zu. Die Zeit floss dahin wie der sommerliche Pielachfluss.

Es hätte ewig so weitergehen können, wäre nicht der Herbst ins Land gezogen; mit ihm die Stürme, der Regen und die Hochwasser.

Immer öfter geschah es, dass das Eiland beinahe in den Wogen verschwand.

„Du musst gehen!“, riefen die Jungfrauen. „Bald wird die Insel versinken und du würdest sterben.“ Der Jüngling wollte das nicht hören, doch als eines Tages wieder gewaltige Sturmböen von der heutigen Eibelsau heranbrausten, zwangen ihn die dräuenden Fluten der Pielach, Abschied von den Gespielinnen zu nehmen.

Gerárde weinte Perlen, die er in seinem Wams auffing. Sidóra schenkte ihm einen Kuss, der nach wildem Honig schmeckte. Trúdola gab ihm mit ihrem Schwanz einen Klaps auf sein allzu üppig gewordenes Sitzfleisch. Mirámis fächelte ihm Fernwehwind zu und Rotta stieß ihn über den Fluss.

„Wann werde ich euch wiedersehen?“, schluchzte er. Als er sich umwandte, war die Jungfraueninsel verschwunden. Wund in der Seele, blind vor Tränen trabte er durchs Dickicht und verhedderte sich im Gespinnst seiner wirren Gefühle. Zweige peitschten ihm ins Gesicht, der Schmerz ließ ihn erschrocken davonspringen. Wurde er müde, schlief er, gelehnt an eine Uferpappel. Im Traum umarmte er sie, wähnend, es sei eine der Jungfrauen. Er aß kaum und trank aus Regenpfützen. Er zerriss sein Wams, verlor die Perlen, den Honiggeschmack im Mund und sehr an Gewicht.

Als der Frühling seine ersten Blütenköpfchen hervorstreckte, stand er sehnsüchtig am Wasser und schaute sich die winterschwachen Augen aus dem Leib. Endlich hing der Frühlingsmond fast voll am dunklen Mantel der Nacht. Sein Herz trante vor Heimweh nach dem Inselparadies.

Da rülpste der Fluss ein paar Mal und spuckte Land aus. Darauf tummelte sich die bunte Schar der Jungfrauen. Ungeachtet des kalten Wassers stürzte der Jüngling wie ein Verdurstender in den Frühlingsstrom. Gerührt, aber auch belustigt von soviel

Anhänglichkeit, stießen sie ihn ein paar Mal neckend zurück ins Wasser, um ihn gleich darauf wieder zu retten. Mirámis war es, die dem Treiben Einhalt gebot und den Verängstigten ans Feuer zog. Eingehüllt in die fröhliche Zärtlichkeit der Fünf ergab er sich einem traumlosen Schlaf.

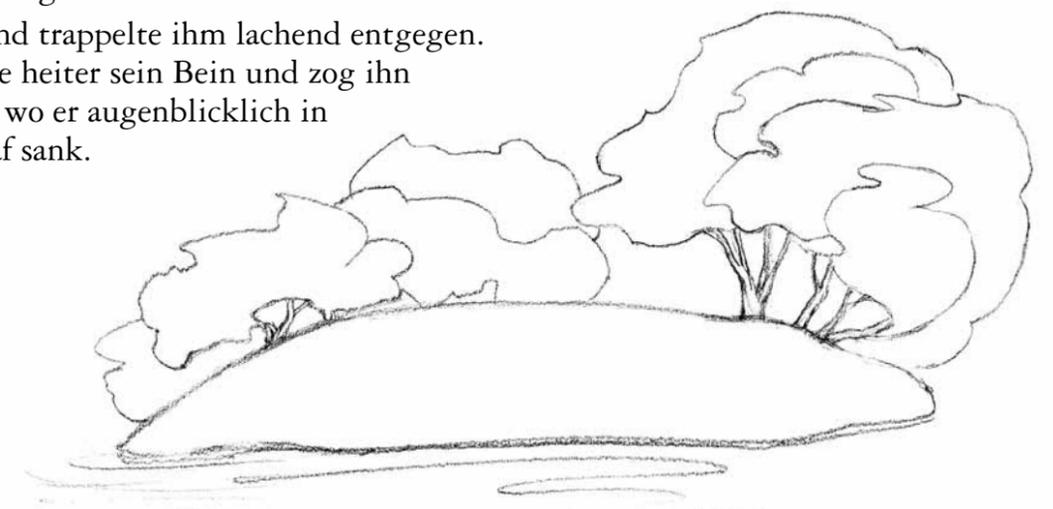
Als der Mond ehrfurchtgebietend golden und voll am Himmelszelt hing, erwachte er wie neugeboren und blickte um sich. Da lag ein winzigkleines Mädchen neben ihm. Wer war die Mutter dieses lieblichen Wesens? – Hatte er es gar selbst geboren? Ratlos blickte er an sich herab. Es war ja zu einer Zeit, als die Männer noch keine genaue Kenntnis darüber hatten, woher die kleinen Kinder stammten. Oder war es eine der fünf Jungfrauen gewesen? Doch welche? War er doch jeder aus tiefstem Herzen zugetan.

Noch in sein Grübeln versunken, hörte er sie lachend näherkommen. Mit lustig blitzenden Augen, warmen Händen und vollen Brüsten hießen sie das Kind willkommen. Da bemerkte er, dass der Säugling die klugen, dunklen Augen von Mirámis hatte, die hübschen, wohlgeformten Füßchen von Gerárde, das weiche Haar von Sidóra, die braune Haut von Trúdola und den vorstehenden Eckzahn von Rotta. Und als sie dem Kind, eine nach der anderen, die duftende Brust reichten, da wurde es in ihm zur Gewissheit: Sie alle fünf waren die Mutter von Goldmond, – was in der damaligen Sprache die gleiche Bedeutung hatte wie: die Liebe sagt immer Ja.

Sie genossen das unbändige Glück ihrer geheimnisvollen Elternschaft. Die Tiere des Auwaldes verneigten sich in Staunen davor. Der Himmel küsste das Kind, und der Fluss schmiegte sich zärtlich an die Insel, um mit Goldmonds lieblichen Füßchen zu spielen. Sonne und Mond beeilten sich auf ihrer Bahn, um möglichst schnell wieder zu dem Kinde zu gelangen. Es geschah zuweilen, dass die Sonne noch immer vernarrt das Kind anguckte, während längst der Mond aufs Firmament geklettert war.

Als die Herbststürme sich abermals eingebildet aufblähten, nahm er Abschied von dem drolligen Mädchen und seinen Müttern. Elendige Winternächte erfroren in ihm jegliche Hoffnung. Verhungert an Leib und Seele traf er sie im Frühling wieder.

Goldmond trappelte ihm lachend entgegen. Sie umfasste heiter sein Bein und zog ihn zum Feuer, wo er augenblicklich in tiefen Schlaf sank.



Als ihn Goldmond wieder wachkitzelte, hatte die Esche bereits saftiges Grün. An den Ufern blühte das Mädesüß. Die Pappeln ließen ihre weiße Wolle tanzen. Die Nächte waren mild, das Kind nützte sie, um auf seinen Schultern zu reiten und mit ihm Windrädchen und Häuschen für das kleine Volk zu bauen. An dem dicksten Ast der Esche ließ er Goldmond auf einer aus Weidenreisig geflochtenen Schaukel in den Himmel fliegen. Aus der Schatzkiste seiner Erinnerung grub er die Lieder seiner Kindheit.

Wenn das Mädchen tief in der Nacht in seinen Armen eingeschlummert war, holte er sich vom Feuer die Reste einer gebratenen Forelle und schmauste zufrieden. Die Jungfrauen waren dann längst fort. Er kannte die Umtriebe, denen sie ihre Nächte weihten, nicht. Erst im Morgengrauen kamen sie fröstelnd zurück, legten sich um die Feuersglut und schliefen seufzend ein.

Blinzelte still und vorsichtig die Sonne durch den Auwald, betrachtete er oft seine geliebte Familie, und das Herz füllte sich ihm mit einer warmen Woge von Liebe. In diesem morgendlichen Raum der Zuneigung breitete er die Felle über die träumenden Körper und ging Brombeerblätter für das Frühstück sammeln. Er fachte die Glut erneut an, briet Roggenbrot und Enteneier, legte Wildkräuter und frische Beeren zurecht.

Wenn die Schar erwachte, stürzte sie sich glucksend, pfauchend und brummend über das Mahl. Er wusste dann zuweilen nicht, ob er wachte oder träumte. Mirámis stieß krächzende Rufe aus und ihre Augen funkelten wie nachtschwarzer Obsidian. Trúdola holte sich mit sicherem Prankenhieb den Hauptteil der Eier auf die Seite. Sidóras Nüstern bebten gefährlich, wenn sie mit dem kräftigen rechten Fuß aufstampfte, sodass der Kiesel spritzte. Gerárde bockte die anderen vom Grünzeug weg. Nicht selten geriet sie da mit Rotta aneinander. Rottas rote Zotteln dehnten sich dann über den ganzen Leib aus und ein tiefes Brummen ließ den Inselfrieden erbeben. Erschrocken holte er das Kind zur Seite und fütterte es mit würzigem Sauerklee, Taubeneiern und süßem Honig.

War das Frühstück beendet, begab sich die wilde Schar zum Bad ins murmelnde Bett der Pielach. Ihre Stimmen wurden wieder hell wie Glöckchen, die Gesten anmutig und ihre Gesichter lieblich. Dem Verunsicherten riefen sie Scherze zu. Stiegen sie an Land, warfen sie ihre seidigen Gewänder über und umringten ihn wie ein Regenbogen. Sie spielten und herzten einander, und der Mann tauchte ein in das selige Gefühl jener, die nichts mehr wünschen, weil sie alles haben.

Inzwischen wuchs Goldmond heran zu einem schönen Mädchen mit Händen, denen alles gelang, was sie anfassten, einem heiteren Gemüt und einer besonnenen Denkungsart.

Sie streifte mit ihrem Vater die Pielachufer entlang, lernte mit bloßer Hand zu fischen, den Flugenten den Hals umzudrehen, aus Weiden Körbe zu flechten. Dabei sang sie mit klarer Stimme, sodass Tiere und Blumen den Atem anhielten, der Fluss leiser zu fließen versuchte, um nur ja keinen Ton zu versäumen.

Sie sang von einem zukünftigen Zeitalter, in dem ihr Land zu ungeahnter Blüte aufbrechen würde.

Mit federndem Schritt durchmaß sie älter werdend die Wälder und kam bis an die Abhänge des heutigen Dunkelsteinerwaldes. Ihr helles Haar flatterte im Wind, die Sonne folgte ihr auf Schritt und Tritt, der Mond behütete sie in den durchwanderten Nächten.

An einem Bächlein machte sie Halt und setzte sich an seinem Ufer auf den lehmigen Boden. Verträumt spielten ihre Hände mit Erde und Wasser, bis ein Teigklumpen in ihrem Schoß lag. Die Finger streichelten verzaubert den glatten Lehm, drückten, kneteten und formten Schälchen und Schalen. Goldmond stellte sie in die Mittagssonne und als sie ein paar Tage später wieder vorbeikam, waren sie fest geworden.

Sie freute sich daran und gab die frisch gesammelten Beeren hinein. Doch die Formen waren brüchig und zerfielen. Enttäuscht warf Goldmond sie alle ins Feuer, an dem sie sich abends wärmte. Die Glut tat ihr Bestes und härtete die Gefäße.

Tags darauf, als Goldmond Wasser daraus trank, waren sie stark und hielten dicht. Da erwachten ihre Hände zu freudigem Leben. Goldmond töpferte Krüge, Teller, Werkzeug, kleine Statuetten mit den Gesichtern ihrer wilden Mütter und den liebevollen Zügen des Vaters.

Doch mit den Händen war auch im Herzen Goldmonds ein neues Gefühl erwacht, das sie immer wieder von der Insel forttrieb. Dabei entdeckte sie eines Tages einen Jüngling bei der Rebhuhnjagd. Gewandt wie sie war, schnappte sie ihm das Rebhuhn vor der Nase weg, was diesen nicht schlecht wunderte. Er wollte es ihr entreißen, hatte aber nicht mit ihren Kräften gerechnet. Sie schleuderte ihn wie einen Pielachstein von sich und steckte seinen Kopf in einen Ameisenhaufen, dass er zappelte und quiekte. Als er rot wie eine Hagebutte im Herbst freikam, packte er sie an ihrem Haarschwanz und schleifte sie über das Ufergestein, dass jeder Knochen in ihrem Leib aufheulte. Sie bekam sein linkes Bein zu fassen und trieb ihren kräftigen Eckzahn in seine Wade. Er verlor sein Gleichgewicht und plumpste über sie. Da erkannte sie im grünen Schimmer seiner nahen Augen die Sehnsucht ihres jungen Herzens.

Von da an waren sie unzertrennlich und einander ebenbürtig in der Kraft ihrer Körper und dem Feuer ihrer Herzen. Die Jungfraueninsel gab ihren fröhlichen Segen dazu.

Wenn Goldmonds Hände unruhig wurden, zog es sie in die Nähe des Bächleins. Wundersame und kunstvolle Gefäße entwachsen ihren flinken Bewegungen.

Mittlerweile war eine richtige Hafnerwerkstatt entstanden. Der Jüngling folgte seiner Liebsten und errichtete um Goldmond herum eine geräumige Hütte aus Weidenzweig und Lehm, die bald darauf inmitten eines Haines aus wilden Marillen, Dirndlsträuchern und Holzapfelbäumen ihre friedliche Geborgenheit fand. Aus den Wäldern schleppte er essbares Wurzelzeug heran und legte einen Hausgarten an.

Wanderer, die vorbeikamen, nahmen, beeindruckt von den tönernen Waren, diese in ihre ferne Heimat mit. Der Ruf von Goldmonds geschickten Händen verbreitete sich allmählich im ganzen Land.

So fleißig Goldmond mit dem Hafnern war, so emsig gebar sie auch Kinder. Seidigblonden, zotteligroten und rabenschwarzen Mädchen und Knaben, die sich alle, als sie erwachsen wurden, um sie herum ansiedelten, schenkte sie das Leben.

Von nah und fern lockte dieser liebliche Weiler Menschen an, die sich niederließen, Häuser bauten, Felder bestellten und Töpfe formten. Unter Goldmonds verlässlichem Segen lebten die Hafner am Bach glücklich und zufrieden. Wie eine Blüte, die sich zu üppiger Fülle eröffnet, gedieh Hafnerbach, das sprudelnde Band der Pielach vor sich und den mächtigen Schutz des Dunkelsteinerwaldes im Rücken.

Eines Frühlings tauchte die Jungfraueninsel nicht wieder auf. Als Goldmond nach den Müttern suchte, spielte am Ufer, dort wo sich das Dickicht zuweilen teilt, der Wind mit einer schwarzen Feder. Im Weidengebüsch war ein Fetzen Hasenfell hängengeblieben. Eine Drossel hatte ihr Nest mit einer roten Locke ausgebessert. In ein abgebrochenes Horn war eine Spitzmaus eingezogen. In der Borke einer Silberpappel steckte eine Kralle. Sonnenbeschienene Tautropfen, auf Spinnweben gefädelt, spielten mit dem Regenbogen. Die Eschen lispelten zärtlich: „Nun sind wir in dir!“

Ab diesem Tag besuchte Goldmond jede Nacht ihre Mütter im Traum. Den alten Vater hatten sie mit in die ewigen Gärten genommen.

Die Kunde ging umher, die Hafnerbacher hielten nicht nur den Lehm, sondern auch das Glück geschickt in ihren Händen. Und wenn es ihnen nicht unvorsichtigerweise einmal entglitten ist, dann jauchzt es noch heute unter ihnen, wie Goldmond, wenn sie auf ihrer Schaukel in die Morgensonne flog.

